Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 26 (1950-1951)

Heft: 17

Artikel: "Tot oder durch" : hinter russischen Linien

Autor: H.G.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-705862

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Tot oder durch“ — Hinter russischen Linien

Von Stabsfeldwebel H. Gr.

Mein Bataillon, früher Aufklärungsabteilung 12, gehörte zur 12. Inf.-Division. Diese war im Mittelabschnitt zwischen Chaussi und Mogilew eingesetzt. Am 25. Juni 1944 wurde mein Bataillon, das gerade in Ruhe lag, bei Tschernowzi eingesetzt, um den Durchbruch der Russen dort zu verhindern. Von meinem Kommandeur erhielt ich den Befehl, das Waldlager mit den Trossen des Bataillons zu übernehmen und auf weiteren Befehl zu warten. Noch am selben Abend, es war gerade wieder ein Sonntag, rückte ich um 23 Uhr mit meinen Trossen in Richtung Mogilew ab. In einem Waldstück, bei dem Bahnhof Rosta, zogen wir unter.

Da der Druck der Russen immer stärker wurde, mußten sich unsere Truppen kämpfend zurückziehen. Am nächsten Tage wurde das Bataillon bei Mogilew zur Verteidigung eines Brückenkopfes eingesetzt. Dadurch, daß es den Russen gelungen war, an mehreren Stellen tiefe Einbrüche zu erzielen, stetzte ein plötzlicher Rückzug ein. Im Verlauf dieser Bewegungen des Stabes schloß ich mich vielen weiteren Fahrzeugen an, die in Richtung Minsk fuhren. Während des Marsches wurden wir schon von russischen Panzern und Schlachtfliegern angegriffen, hatten große Verluste, denn auf dieser einen Straße bewegten sich sehr oft 3 Kolonnen und rechts und links die bespannten Fahrzeuge. Sehr oft haben wir einen halben Tag auf der Stelle stehen müssen. Oft mußten Umleitungen gemacht werden, da die Straße durch Volltreffer unmöglich war. Es waren furchtbare Bilder, die ich bei diesem Rückzug gesehen habe. Alle Stunden wurden wir vom Iwan mit Bomben und Bordwaffen belegt. Als wir nun die Beresina erreichten, war der Russe vor uns. Auf Umwegen sind wir weitergefahren. Aber auch dort war der Russe. Wir *mußten* hier durch: aus allen Rohren schoß er auf die Straße. Vor mir erhielt ein Lastkraftwagen einen Volltreffer. Ich sprang aus meinem Wagen heraus in Deckung. Mein Lastwagen wurde auch getroffen und brannte aus. Auf jedem Fahrzeug waren Verwundete. Wenn ein Wagen liegen blieb, so war es auch für diese Verwundeten furchtbar, denn die folgenden Lastwagen waren alle überfüllt.

So mußte auch ich zu Fuß weiter. Fast jeden Tag waren wir von Russen eingeschlossen. Haben uns auf Schleichwegen durchgeschlagen. Bei mir befanden sich 3 Mann von meiner Einheit und viele fremde Kameraden aller Truppengattungen. Endlich kamen wir an die Bahnstrecke Minsk—Baranowitsche, diese aber war vom Russen besetzt. Ich erhielt nun von einem Hauptmann Befehl, mit mehreren Hundert Mann den Durchbruch zu machen. Wir mußten durch einen furchtbaren Feuerzauber. Es war sehr schwer, die Männer mit vorzureißen, denn jeder wußte: wenn er verwundet wird, bleibt er liegen. Es fielen sehr viele Soldaten neben mir. Vom Hauptmann und den Kameraden meiner Einheit habe ich nichts mehr gehört. Jedenfalls haben wir noch 5 russische Paks außer Gefecht gesetzt und den folgenden Kameraden und Fahrzeugen einen Uebergang ermöglicht.

Bei der weiteren Verfolgung durch Russen wurde ich am 4. Juli durch zwei Granatsplitter in den Oberschenkel getroffen, blieb nun einen Tag auf freiem Felde liegen. Ueberall lagen verwundete Kameraden. Nach Wasser und Verbandstoff wurde gerufen. Wenn nur einer den Kopf hob, sofort schoß der Iwan. Einem war das Bein abgerissen, dem anderen Soldaten fehlte der Arm, wieder andere hatten Splitter in Bauch und Rücken. Gottseidank konnte ich mein Bein bewegen. Da ich mit meinem Verbandstoff die Kameraden verbunden hatte, mußte ich für mich Taschentücher nehmen und meine Löcher zustopfen.

Gegen Abend kroch ich Meter für Meter weiter; glücklich kam ich durch die russische Postenkette. Im nächsten Dorf ließ ich mich von Russenfrauen verbinden, auch bekam ich von ihnen ein Stückchen Brot, 1 Ei und meine Feldflasche voll Milch. Allein bin ich dann 6 Tage durch Sümpfe, Wälder und Kornfelder gewandert. Nachts habe ich immer in den Häusern gebettelt. Auch mußte ich mit meinen Wunden durch Flüsse schwimmen. Unterwegs bin ich oft von Russen und Partisanen beschossen worden. Nachts war es hundekalt, und am Tage eine tolle Hitze. Meine Stiefel waren durch das ewige Wandern im Sumpf und feuchten Wiesen so zusammengetrocknet, daß ich sie bis zur Hacke aufschneiden mußte. Außerdem hatte ich mächtige Blasen an den Füßen. Mit umgehängten Stiefeln bin ich dann barfuß weiter marschiert. Von hier ab begann nun mein eigentlicher Leidensweg.

Als ich mich eines Nachts vor Erschöpfung in einen kleinen Busch legte, wurde ich früh um 4 Uhr von einem Individuum wachgerüttelt. Er machte mir Zeichen mit der Hand, ich solle aufstehen und mitkommen. Ich griff sofort zur Pistole, aber er sagte: «Nicht schießen!» Als ich ihn fragte, ob er Russe sei, schüttelte er den Kopf und sagte nur: «Pollack.» Ich war wieder beruhigt. Er führte mich auf seinen Hof. Seine Frau machte mir gleich 2 Spiegeleier, gab mir Milch und Brot. Mit einem Heißhunger habe ich gegessen. Gegen 6 Uhr setzte ich meinen Marsch fort. Ich bin oft auf Trampelpfade vor mir marschierender Kameraden gestoßen und habe mehrere kleine Erlebnisse gehabt.

Später traf ich mit 6 Kameraden zusammen. Mit dem Unteroffizier ging ich den Soldaten voraus. Wir kamen vor eine Buschreihe; plötzlich ertönten Rufe: «Hände hoch!» Zu allem Uebel hatte der Unteroffizier noch meine Aktentasche mit Inhalt in der Hand. Ich wollte noch etwas sagen ,aber er hob die Hände mit meiner Tasche hoch. Der Himmel war sternenklar. Die Russen kamen mit vorgehaltenen Maschinenpistolen auf uns zu. Ich habe keine Hände gehoben, sondern bin wie ein Hase auf Gegenkurs gelaufen, aber fragt nicht wie. In einem Haferfeld blieb ich liegen und lauschte. Da rief eine Stimme auf Deutsch: «Mensch, Feldwebel, komm doch her, es ist doch nichts los, es sind alles Kameraden.» Er hat lange rufen können. Erst schießen und dann zu den Kameraden kommen!

Ich war nun wieder allein. Nun bin ich statt nach Westen nach Norden gegangen, denn ich mußte wieder einen großen Umweg machen. Ich befand mich an einer Hauptverkehrsstraße, und diese war nach Norden und Süden durch dichte Postenketten weit gesichert. Ich konnte wohl barfuß ganz schön schleichen, wäre aber lieber in Stiefeln gegangen, denn durch Kornfelder und Wälder ist es ohne Schuhzeug bestimmt kein Vergnügen. Später bekam ich furchtbare Blasen unter den Füßen. Meine Stiefel habe ich sehr wenig benützen können; sie dienten öfters als Tasche für gebuddelte Kartoffeln und Brotreste. Auch waren sie mein Kopfkissen.

Am nächsten Tag marschierte ich durch einen dichten Wald. Ich war wieder auf dem Trampelpfad von Kameraden. Plötzlich hörte ich Stimmen und sah ca. 8 Männer in Hemdärmeln beim Blaubeerensuchen. Es waren deutsche Landser. Mit freudigem Hurra wurde ich von den Soldaten begrüßt. Ein Fragen und Antworten ging hin und her. Da ich einen Kompaß hatte, wurde ich als Führer bestimmt. Wie wir so auf einem Baumstumpf sitzen, tauchen plötzlich 2 Zivilisten auf. Die Kameraden aber hatten mit diesen schon Verbindung aufgenommen. Sie brachten in einer Schüssel dicke Milch, einen Steintopf mit Mehlbrei und einige Eier. Es waren 2 Polen, die uns auch gleich die Nachricht brachten, daß der Russe in großen Kolonnen auf der Straße marschierte. Auch streifte russische Kavallerie durch die Wälder. Gegen 21 Uhr marschierten wir weiter in Richtung Westen. Da man immer gen Westen hielt, war es klar, daß wir sehr oft auf große Hindernisse stießen. Wir kamen an Flüsse und Sümpfe, die wir in der Nacht nicht passieren konnten. Stundenlang haben wir nach einem Uebergang gesucht. Einer mußte dann ins Wasser und die Tiefe erkunden. Leider konnten verschiedene Kameraden nicht schwimmen. Diese waren oft übel dran. Ich mußte sehr für diese armen Nichtschwimmer eintreten.

Nach einigen Tagen stießen wir auf ein Lager von versprengten Soldaten. Diese waren zum Teil mit bespannten Fahrzeugen ausgerüstet. Auf allen Fahrzeugen befanden sich Verwundete. Hier blieben wir 2 Tage. In meinen Wunden hatten sich Maden eingefunden. Von einem Sanitäter wurden die Maden mit einem Messer herausgekratzt. Nach einigen Wochen erst waren die Wunden geheilt. Am nächsten Tag kamen einige Soldaten und meldeten, daß unser Lager von Russen umstellt sei. Es seien auch schwere Waffen darunter. Um 21 Uhr wollten wir durchbrechen. Im Lager befanden sich 2 Offiziere, ca. 300 bis 400 Mann und 40 Wagen. Aber um 20 Uhr schoß der Iwan mit Pak und Granatwerfern ins Lager. Die Pferde sausten mit den Wagen ohne Fahrer ins Weite. Die Verwundeten schrien und fielen aus den Fahrzeugen. Der Teufel war wieder einmal los. Ich befand mich auf einem Wagen bei einem verwundeten Oberleutnant. Wir fuhren in Richtung Süden, um später nach Westen abzuschwenken. Leider mußten wir durch ein Dorf fahren. Hier waren noch Russen und Partisanen drin. Nun begann die Verfolgung. Wir bogen kurzentschlossen in ein riesiges Waldstück ein. Um 4 Uhr machten wir Rast. Etwas später kamen 3 Zivilisten durch den Wald. Diese wollten sicher unsere Stärke feststellen. Wir waren 16 Mann, darunter 2 verwundete Feldwebel, 3 verwundete Soldaten und der Oberleutnant. Vor dem Wagen hatten wir 2 ostpreussische Pferde. Ich machte dem Oberleutnant den Vorschlag, sofort zu verschwinden. Er lehnte es aber ab. Gegen 7 Uhr fand dann auch der Ueberfall der Russen statt. Ich lag mit einem Kameraden inzwischen unter einer dichten Tanne. Die meisten der Kameraden hatten keine Waffen. Es waren ungefähr 30—40 Russen und Zivilisten. Die verwundeten Soldaten wurden vom Wagen geworfen und mit dem Seitengewehr erstochen. Mir blieb fast das Herz stehen. Der Oberleutnant wurde mitgeführt. Auch die Pferde mußten mitgehen. Die Kameraden waren fast alle verschwunden. Ich kniff dann aus. Am nächsten Tag traf

ich mit 120 Mann zusammen. Unter diesen war auch ein Oberfeldwebel von der Panzerwaffe. Ueber 3 Wochen habe ich diese 120 Mann geführt. Bei Angriffen durch Partisanen haben wir fast die Hälfte der Kameraden verloren. Ich habe sie in kleine Trupps aufgeteilt. Dann stieß ich auch mit einem Hauptfeldwebel meiner Division zusammen. Er war vom Inf.-Regt. 98. Der Oberfeldwebel von der Panzerwaffe wollte nun die große Straße nach Lida marschieren. Ich war dagegen, denn man wußte nie, ob die Straßen besetzt waren.

Man kam wohl auf der guten Straße schneller vorwärts, aber mich schmerzten meine Wunden, und außerdem hatte ich wieder große Blasen unter den Füßen, denn ich lief ja barfuß. Der Oberfeldwebel führte also nun, und wir folgten. Er schlug ein tolles Tempo an. Ich ließ ihm sagen, er solle langsamer und vorsichtiger gehen und die Dörfer vermeiden. Er ging aber durch ein Dorf, und dies wurde uns zum Verhängnis. Während des Marsches bemerkte ich Panzerspuren, die zum nahen Wald führten. Es ging also wieder einmal stur durch. Auf dem Hof der ersten Gehöfte sah ich Lastkraftwagen stehen, auch gingen Posten hin und her. Mir wurde komisch um die Herzgegend. Daß die anderen Kameraden dies nicht bemerkten, konnte ich wirklich nicht glauben. Ich machte dem Hauptfeldwebel hinter mir ein Zeichen. Er war aber schon im Bilde. Es war ein verrücktes Gefühl, so ins Wespennest zu marschieren. Wir hatten fast das Dorfende erreicht, als die Rufe: «Wer ist da?» ertönten. Alles blieb auf einen Ruck stehen und war mäuschenstill. Plötzlich: «Hände hoch!» Sofort setzte nun der Feuerzauber ein. Von allen Seiten krachten die verfluchten Mp.-Salven. Noch nie in meinem Leben bin ich so schnell über Gartenzäune mit und ohne Stacheldraht gekommen. Hosen und Jacken, alles mußte dran glauben. Gottseidank schossen die Schweine wieder, wie üblich in der Nacht, zu hoch. Aber unser Haufen war einmal wieder gesprengt. Der kleine Oberfeldwebel mit 3 Mann war und blieb verschwunden. Ich hatte nun noch 14 Mann bei mir. Wir schlugen uns dann seitlich des Dorfes weiter durch, gerieten aber in ein Sumpfgebiet und blieben hier erst einmal vor Erschöpfung und Aufregung liegen. Auch setzte in dieser Nacht Regen ein. Früh morgens zogen wir, manchmal bis an die Knie im Sumpf, weiter in Richtung Süden, um die Stadt Lida zu umgehen.

Mit meinen Männern habe ich nun noch sehr viele Nahkämpfe mit Russen und Partisanen überstanden. Auch habe ich Kameraden verloren und neue wiedergefunden. Aber unser Marsch um Lida blieb doch nicht verborgen, denn am nächsten Tage suchten uns Patrouillen aus der Luft, auch zu Pferde.

Wie die Indianer sind wir in der Nacht an den russischen Posten vorbeigeschlichen. Oft habe ich persönlich jeden einzelnen Mann ins Gebet genommen und ihm alles eingehämmert, was er tun und lassen müsse. Furchtbar war das Klappern der Kochgeschirre, das laute Reden und das starke Auftreten mit den Stiefeln. Wenn wir über festgetrocknete Aecker oder auf Feldwegen gingen, so wurden Lumpen um die Stiefel gewickelt. Geraucht wurde nachts überhaupt nicht. Wer sich nicht fügen wollte, wurde ausgestoßen. Wenn wir betteln mußten, so teilte ich stets 3—4 Mann ein, und habe ihnen die betreffenden Gehöfte gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Staublawine

Die Lawinenkatastrophen, denen ein Teil unserer Bergbevölkerung in diesem Winter zum Opfer fiel und die im ganzen Lande große Teilnahme und Hilfsbereitschaft auslösten, hatten eine Solidarität, ein Zusammenstehen des ganzen Schweizervolkes im Gefolge, wie man es sonst nur in Zeiten allgemeiner Gefahr, namentlich in solchen des Krieges, verspürt. Auf die Lawinen von Schnee, Eis und Trümmern folgte eine solche von Einzahlungsscheinen und Noten, um die Not der Betroffenen zu lindern, um Steine zum Neuaufbau zu schaffen. Vorbildlich war vor allem aber der Einsatz unserer Truppe, die überall bald auftaucht und wacker zur Stelle war. Volk, Behörden und Armee arbeiteten einmal mehr Hand in Hand, wie das in dieser engen und aufrichtigen Zusammenarbeit nur bei uns möglich ist.

Lawinen haben seit jeher bei der Bergbevölkerung ihre Opfer gesucht. Es verging kein Winter, ohne daß einzelne Skifahrer, Streckenwärter unserer Bahnen, Straßenarbeiter, Chauffeure und andere Werktätige von Lawinen überrascht wurden und nicht mehr erwachten. Selten dagegen war das furchtbare Ausmaß an Zerstörungen, wie wir sie in diesem zu Ende gehenden Winter erlebten.

Erlebnisse mit Lawinen, kleinen oder großen, Staub- oder Grundlawinen, gehören zu jenen Eindrücken, die zeitlebens stark in uns haften bleiben. Wer eine Lawine einmal donnernd und polternd, Bäume knackend und mit Getöse ins Tal fahren sah und hörte, der wird dieses Bild nicht so bald wieder vergessen.

Es sind mehrere Jahre her, daß ich mit einem guten Freund und Skikameraden im oberen Entlebuch, in der Nähe der Nordflanke des Brienzer Rothorns, an einem Silvestertag eine Skitour unternahm. Wir benützten nicht das Postauto vom Tal her, sondern machten, wie immer, den weiten Weg zu Fuß. Braun und ausgefahren war der Waldweg, braun all die Karrenwege, wo die schweren Holzschlitten zogen. Ueberall lag zermalmtes und zerstampftes Holz am Wege und auf der Schlittbahn. Man hörte dumpfe Pferdeschellen, schwere Tritte, sah Bauern mit schwarzen Zipfelmützen und grauen Kitteln, an denen sich ein leichter Rauhreif festgesetzt hatte. Sie holten Holz im Bergwald und brachten es taleinwärts. Oft auf abschüssiger, oft auf ansteigender Straße. Es schwitzten Mann und Roß. Sie gaben schwer zu schaffen, die dicken Stämme.

Ueberall im Tale sangen monoton die Sägereien. An- und abschwellend war ihr Heulen, und ständig klagend zerteilten sie das Holz. Bis weit hinauf in den Bergwald war es vernehmbar, das immer gleiche Jammern. Hell beginnend sank der Ton zum Seufzer und klang endlich hell und befreit wieder aus. Wir wußten, daß der Stahl wieder einen Stamm durchbissen hatte. Je höher wir stiegen, desto stiller wurde der Wald, und allmählich verstummten die Sägereien im Tal.

Der Tannenwald wurde häufiger, die Buchen machten den Aufstieg nicht mehr länger mit, und auch andere Laubbäume blieben zurück. Der Schnee lag tiefer da oben, die Windstärke nahm beständig zu. Aus West blies es stark herüber, wo der schützende Wall des Waldes uns verließ. Ein Halt wurde notwendig, um die Handschuhe anzuziehen. Da begegnete uns der erste Schlitten mit anderer Fracht als Holzstämmen und Scheitern. Heu war es, Wildheu. — Leicht trabte das Gefährt an uns vorüber; der Bauer lag im molligen Heu und nickte aus seinem beneidenswert weichen Polster gelassen grüßend. Bald war das beschwingte Gefährt unseren Blikken entschwunden.

Es war am frühen Abend. Der unbändige West wurde plötzlich zum Orkan. Den auf gefrorener Unterlage liegenden Neuschnee raffte er wild zusammen, trug ihn durch die Lüfte und schmiß ihn mit infernalischer Geste auf uns, die wir uns kaum zu schützen wußten. Unsere anfängliche Freude am Schneetreiben machte aufsteigender Besorgnis Platz. Jeder neue Windstoß drohte uns von der Straße fortzufegen in den Abgrund. Die Blickweite beschränkte sich noch auf ein paar Meter. Die Schlitten, denen wir erst noch begegneten, waren alle verschwunden. Immer dichtere Pulverschneemassen trieb der Sturm in den Gräten über uns zusammen und entleerte sie auf die Straße. Wir glaubten zu ertrinken, zu ersticken und schützten mit Taschentüchern Nase und Mund. Es war genau so, wie wenn uns die Köpfe in kaltes Wasser gesteckt worden wären. Statt Luft schnappten wir Wasser und nochmals Wasser. Der sehr feine Staubschnee drang in alle Luftwege ein und verwandelte sich sofort in Wasser. — Es war ein Kampf um Sein oder Nichtsein, da sich die großen Schneemengen auch um die Füße legten und ein Fortkommen kaum mehr möglich schien. Dennoch ging es nach Minuten, die uns zu Stunden wurden. Wir erreichten ermattet und entkräftet eine gegen Westen vorgeschobene Felspartie, die endlich Schutz gewährte.

Für diesmal waren wir gerettet. Beim Aufblicken entdeckten wir im Windschatten einen Bauernschlitten. Der Bauer blickte mit kummervoller Miene in das Tobel, aus dem wir aufgestiegen waren. «Staublawinen gibt es da oben öfters», brummte er. Sie haben es nicht leicht, die Bergbauern. Wir wußten seither, daß in den Bauernschlitten auch Tod und Verderben mitfahren können.

hr.

Armee-Museum, Thun

Unser Volk war von jeher dafür bestrebt, die Neutralität und unsere Demokratie zu verteidigen und zu bewahren. Unsere Vorfahren haben darum gekämpft und sich dafür eingesetzt — wir handeln nicht anders und würden uns ebenfalls im Kampfe restlos dafür einsetzen, wenn es nötig sein sollte — die kommenden Generationen werden ihr Denken und Wollen dahingehend bekunden.

Sichtbares Zeugnis, daß unsere Väter und auch wir gewillt waren, unsere Heimat mit Waffengewalt zu verteidigen, legen die im Armee-Museum, das im altehrwürdigen Schloß Schadau in Thun untergebracht ist, vorhandenen Requisiten und Gegenstände ab, wobei die gesamte Schau mit einer Soldatenmarken-Ausstellung aus dem Weltkrieg 1939/45 bereichert wurde. Das Ganze aber bekundet den Wehrwillen unseres Volkes, dessen wir gerade heute wieder besonders bedürfen. — Seit 29. April 1951 ist das Museum für die Bevölkerung zur Besichtigung wieder alle Sonntage und auch an Mittwochnachmittagen geöffnet.

P. V.